

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1919

8.6.1919 (No. 23)

Die Pyramide

Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 23

Karlsruhe, Sonntag, 3. Juni

1919

Inhalt: Neue Pfingsten. Von Gustav Nepper. — Neue Erzählungsliteratur. Angezeigt von Karl Fohs. — Die Jungfer Gineke. Eine Pfingstgeschichte von E. Velt.

Neue Pfingsten.

Von Gustav Nepper.

Und es geschah schnell ein Brausen vom Himmel, als eines gewaltigen Windes, und erfüllte das ganze Haus, da sie saßen. — Und wurden alle voll des heiligen Geistes, und sangen an zu predigen mit andern Zungen, nachdem der Geist ihnen gab, auszusprechen.

In dieser poetischen Erzählung aus dem zweiten Kapitel der Apostelgeschichte erblicken wir die der naiven Anschauungsweise einfacher Menschen entspringende Zusammenfassung eines Entwicklungsvorganges, den Gipfelpunkt des Niederganges und zugleich Wendepunkt einer für die Anschauungswelt aller kommenden Jahrhunderte grundlegenden Idee. Was auch die folgende späterer Zeit an Uebernatürlichem, dem Bedürfnis nach Wunderbarem der damaligen Menschen entsprechend, hinzugefügt hat, die Tatsache, daß der Geist über eine Anzahl einfacher Leute aus dem Volke gekommen ist, die versammelt waren im Gedanken an ihren geliebten Meister, daß die Wirkung seiner Lehre in ihnen so mächtig wurde, daß sie anfangen zu predigen mit anderen Zungen, als ihre Mitmenschen bisher an ihnen gewohnt waren, diese Tatsache ist auch für den größten Skeptiker feststehend, denn sie bedeutet den Anfang der christlichen Kirche, die Gründung der ersten Gemeinde von Anhängern der Lehre des Zimmermannssohnes von Nazareth.

Es kann keinen Zeitpunkt geben, wo uns dies schärfer und klarer zum Bewußtsein kommt, als jetzt, in den Tagen, da eine neue große Erschütterung durch die Welt geht, da ein neuer Gedanke die Gemüter erregt und der allgemeinen Verzweiflung neue Hoffnungen und ein leidenschaftliches Streben auf bessere Lebensformen erweckt.

Die Lehre Jesu, das „Evangelium der Liebe und Hilfeleistung“ erwuchs aus dem geistigen Zusammenbruch des antiken Staats, der in dem, die ganze damalige bekannte Welt umspannenden absoluten römischen Kaiserreich seine höchste Entwicklung erreicht hatte. Aufgebaut war dieses Staatswesen auf der Verklammerung, Rechtslosigkeit und Bindung eines großen Teils seiner Bewohner, und sein fortschreitender äußerer Ausbau hielt gleichen Schritt mit seiner geistigen Verödung, der Verzweiflung der unterdrückten Menschheit über die Inhaftigkeit ihres Daseins, ihrer religiösen Kulte, ihrer philosophischen Spekulationen, ihrer ganzen äußerlich so glänzenden Kultur. Die Sehnsucht nach innerer Erbauung, nach Erhebung aus dem Jammer des Daseins trieb die Menschheit allerlei phantastischen und selbst grünelvollen Götendiensten in die Arme, die aus dem Orient nach Rom gelangten und sich über das Reich verbreiteten, ohne daß sie die gesuchte Erlösung aus der Schmach ihres Daseins fand.

Das Streben nach innerer Frömmigkeit aus den erstarrten Formen heraus fand in der Lehre Jesu, dem von ihm gepredigten Evangelium der Liebe, des Erbarmens und des Trostes, bei den Armen und Bedrängten den fruchtbaren Nährboden. Die Hoffnung auf den Messias, der das nahe bevorstehende Reich der Himmel verkündete, auf ein neues besseres Leben in diesem, wuchs mächtig empor, und der Kreuzestod des Meisters schuf schließlich die Heilslehre von der Erlösung aller Menschen durch den Opfertod des Sohnes Gottes. Die Jünger und Anhänger Jesu, die dieses alles gehört, gesehen, innerlich erlebt und verarbeitet hatten, begannen plötzlich, vom Geist erfasst, in neuen Zungen zu reden. Die furchtsamen, ungebildeten und verachteten Menschen, die sie gegenüber der gewaltigen Macht des bis in seine kleinsten Funktionen festgefügten Kaiserstaates waren, gingen aus sich heraus und verkündeten ihr Erlebnis mit einer Verehrsamkeit und Sicherheit, die ihnen selbst an sich neu war, und die alle Hörer in Erstaunen setzte. Es war wie ein schnelles Brausen vom Himmel; der Eindruck ihrer Worte war überwältigend; und wurden hinzugetan an diesem Tage bei dreitausend Seelen.

Damit war freilich erst eine enge Gemeinde im palästinensischen Judentum gegründet, aber der Mann, der das Christentum aus dieser Enge herausführen und für seine weltgeschichtliche Aufgabe vorbereiten sollte, der große Weltmissionar und Heidenapostel stand bereit und führte schließlich das Weltchristentum

über das enge Judentum zum Sieg: der aus Tarsus, einem Mittelpunkt hellenischen Lebens gebürtige, pharisäische Jude Saulus, der sich nach seiner Befehrung Paulus nannte.

Die geschichtliche Forschung hat uns gelehrt, daß diese Entwicklung des Christentums nicht einzig aus sich heraus und losgelöst von den Einwirkungen der Umwelt erfolgt ist, sondern daß diese letztere ihm in wesentlichen Zügen die Richtlinien gegeben hat. In anschaulicher und sachlicher Form hat neuerdings Rudo M. Hartmann in seiner Römischen Geschichte*) die Momente zusammengestellt, die auf die Gestaltung der Lehren des Christentums Einfluß gehabt haben. Er ist es auch, der Voraussetzung und Grundlage für die ungeheure Machtstellung darlegt, zu der sich die christliche Kirche in so verhältnismäßig kurzer Zeit emporgeschwungen hat: ihre Organisation. „Während alle andern Philosopheme, Aberglauben, Mythen, Götterglauben oder wie man sie sonst nennen mag, keine eigene Organisation hatten, stand im wesentlichen am Ende des dritten Jahrhunderts das Christentum schon da als eine über das ganze Reich ausgebreitete Organisation, mit festen Zellen, den Gemeinden, und diese standen unter einander schon in ziemlich starker Verbindung.“ Die naturgemäße weitere Entwicklung bringt es nun mit sich, daß „eine immer größere Annäherung des Christentums und des Staatsbegriffes“ eintritt, daß „die Richtung, welche im 3. Jahrhundert unter Führung der römischen Bischöfe durchaus das Übergewicht hat, sich den bestehenden Verhältnissen in immer steigendem Maße anpaßt, so daß der Staat wohl eine Annäherung versuchen konnte.“ — Aber die stärkste Waffe für das Christentum ist und bleibt seine Organisation, die sich zur monarchischen Einheitskirche entwickelte.

Zwischen den seelischen Zuständen der antiken Menschheit, aus denen das Christentum, d. h. die Lehre Jesu, das Evangelium der Liebe und Hilfeleistung, herausgewachsen ist, und denen der heutigen besteht eine nicht zu verkennende und in ihren möglichen Ausprägungen nicht zu übersehende Ähnlichkeit. Ein Parallellismus der Voraussetzungen, der vielleicht zu parallelen Folgeerscheinungen führen kann. Ungeheure Erkenntnisse sind den breitesten Massen des Volkes aufgegangen. Sie waren latent seit langem vorhanden, aber nur verhältnismäßig wenigen greifbar. Der furchtbare Krieg hat sie an den Tag gebracht: der Krieg, entsefelt vom Kapitalismus und Imperialismus, hat sich in seinen Auswirkungen gegen seine Urheber gewendet, und die Menschheit hat erkannt, daß die Quelle ihres Elends eben jener Kapitalismus und Imperialismus ist. Eine allgemeine Weltverzweiflung ist die Folge, eine Welttempörung zunächst geistiger Art, mit allen Begleitererscheinungen von Verirrungen und Trugschlüssen, Verheungen und Verkennungen von Ursache und Wirkung, aber doch eine allgemeine Erscheinung, die bereits zu einzelnen Ausbrüchen, den Revolutionen in Rußland und Deutschland, geführt hat. Der Schrei der gequälten Massen hallt durch die Welt, die entrechtet, geknebelt, des Lohnes ihrer Arbeit, der Früchte ihrer Bildung beraubt, an ihrer Seele geschädigt, ohnmächtig der alles umspannenden Macht des Geldes gegenüberstehen. Eine unnenkbare Sehnsucht nach Erlösung, nach innerem Frieden, nach einem neuen, menschenwürdigen Leben hat ihre Herzen ergriffen. Es sind Lehrer aufgestanden, die behaupten, daß sie das Heil befähigen, Magier und Zauberer, gleich denen der antiken Welt, die die Vorläufer der wahren Heilslehre waren, die in all ihrem falschen Wahn doch das richtige Gefühl der Verbesserungsbedürftigkeit der Welt haben, ohne freilich den rechten Weg finden zu können. Der Druck der Verödung des geistigen, der Erstarrung und Inhaftigkeit des religiösen Lebens ist unerträglich geworden, und die verwirrte und entmutigte Menschheit greift nach den Irrlehren und sucht sogar in der Rückkehr zu dem Kommunismus der ersten Christengemeinden Rettung, ohne zu bedenken, daß die ungeheure Differenziertheit des modernen sozialen und wirtschaftlichen Lebens solche Experimente noch weniger zuläßt als die viel einfacheren Formen der Antike, und daß sie heute noch rascher und sicherer scheitern müssen als damals.

Aber das Brausen vom Himmel ist in der Luft. Es weht uns zuweilen an wie ein gewaltiger Wind, und wir fühlen dann die Schwingen der neuen Zeit. Ihr Geist erfasst manchen und läßt ihn mit neuen Zungen reden. Viele waren des schon Zeuge und haben sich verwundert, wenn sie einen einfachen Men-

*) Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung herausgegeben von Rudo Moritz Hartmann, III. Band. Römische Geschichte (Der Untergang der Antiken Welt). Friedrich Andreas Perthes, A.-G., Gotha.

Man begeistert reden hörten mit felsenfestem Glauben an die neue Wahrheit und an die neue Zeit, die diese heraufführen wird. Freilich, den Messias, in dessen Namen und Geist er redete, kennen wir nicht, aber wer kannte Christus, außer den wenigen und verhältnismäßig unbedeutenden Menschen seiner engsten Umgebung? Paulus, der große Weltmissionar, hatte ihn im Leben nicht gekannt, und die Geschichte hat uns nicht einmal seinen Namen überliefert.

Der tragischen Unkenntnis der herrschenden römischen Welt von der Person und Bedeutung Christi hat Anatole France in einer seiner kleinen Erzählungen „Der Statthalter von Judäa“* charakteristisch Ausdruck gegeben. Pontius Pilatus, der sich alt und verbittert auf seine Güter in Sizilien zurückgezogen hat, trifft gelegentlich eines Wadaufenthaltes in Bada einen um einige Jahre jüngeren Freund, namens Lamia, der einst von Tiberius wegen Ehebruchs verbannt, die Gastfreundschaft des Landpflegers in Jerusalem genossen hatte. Sie kommen auf die alte Zeit zu sprechen, und Lamia erzählt ihm von einer Jüdin, einer Tänzerin, die ihn in ihren Bann gezogen. Eines Tages verschwand sie. Lamia suchte sie vergebens. „Ein paar Monate später erfuhr ich zufällig, daß sie sich einer kleinen Zahl von Männern und Frauen angeschlossen hatte, die einem jungen Galiläer folgten, der umherzog und Wunder tat.

Er hieß Jesus und war aus Nazareth. Er wurde später wegen irgend eines Verbrechens gekreuzigt. Ich weiß nicht mehr, was es war. Erinnerst du dich noch an diesen Mann, Pontius?“

Pontius Pilatus runzelte die Brauen. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als ob er sich auf etwas zu besinnen suchte. Dann, nach einer kurzen Pause, murmelte er:

„Jesus? Jesus — aus Nazareth? ... Nein, ich erinnere mich nicht mehr.“

Und doch hat die Lehre dieses Unbekannten durch die ihr innwohnende Macht gegen das Totschweigen der herrschenden Schichten und der Gesichte in seinen Jüngern und in Paulus von Tarsus die Welt erobert!

Aber wenn auch die geistige Verfassung unserer Tage der jener Zeit des römischen Imperiums in vieler Hinsicht ähnlich ist, so ist damit doch noch nicht gesagt, daß eines Mannes Lehre und Sendung ihr neues Leben einzuhauchen und neue Bahnen zu weisen vermöchte. Unser Leben ist zu vielgestaltig und wirtschaftlich und sozial differenziert, als daß wir es für möglich halten könnten, daß einer die Formel fände, die es von seinen Schäden und Beschwerden heilte. Unsere jüngste Erfahrung ist, daß der Wille der Masse sich organisiert — gleich jenen ersten Christengemeinden — und nach einer bestimmten Richtung drängt, daß aus der Masse die Nase ertönen, die in ihrer Gesamtheit sich zu einer Linie formen und einen Weg bezeichnen. Daß dieser über das Evangelium der Liebe und Hilfeleistung hinaus einem Ideal zuzustreben scheint, auf das die Menschheit erst allmählich sich einstellen muß, wie einst die Antike auf den Erlösergedanken. Sklaven im Sinn der alten Welt kennt auch die furchtbare Herrschaft des modernen Kapitalismus und Imperialismus nicht mehr. Der Begriff der Freiheit ist tatsächlich Gemeingut aller, wenn auch stark eingeschränkt durch die kapitalistische Wirtschaftsordnung, die zugleich die Grundlage des modernen Staates ist.

Die Stoßkraft des neuen Evangeliums hat, im Gegenteil zu den zu Kompromissen mit dem antiken Staat neigenden ersten christlichen Gemeinschaften, diesen kapitalistischen Staat bereits stark erschüttert und in zwei großen Reichen zu Fall gebracht. Wenn dies, was nach der elementaren Macht, mit der die Umwälzungen in Erscheinung getreten sind, als sicher gelten kann, eine Phase der neuen Entwicklung ist, so dürfen wir annehmen, daß der werdende neue Staatsbegriff sich der Allgemeinheit völlig unterordnen, nicht mehr ihr Herr sein wird, und daß dementsprechend alle Unterschiede und Abstufungen der Freiheit verschwinden.

Das ist das Brausen, das wir vom Himmel herab hören, und das unser ganzes Haus mit Freude und froher Hoffnung erfüllt. Das Evangelium der Liebe und der Hilfeleistung verschmilzt mit dem der Freiheit und des Rechtes zu dem neuen Glauben, auf den wir unsere Zukunft bauen. Und der Tag wird kommen, an dem alle voll dieses Geistes Neue Pfingsten mit neuen Jungen verkündigen. Und daß er bald komme, daran sollten alle arbeiten, die das Wehen des Windes verspürt haben!

*) Anatole France, Der Statthalter von Judäa und anderes. Kleine Bibliothek Langen. Band 104. Albert Langen, München.

Neue Erzählungsliteratur.

Annoeciast von Karl Aho.

Das erste „neue“ Buch das hier besprochen werden soll, ist im Juli 1846 bis Mai 1847 geschrieben und zwar zu Paris. Sein Verfasser ist der gewaltigste Romanschreiber der Weltliteratur, also Honoré de Balzac. Sein fast unübersehbares Werk ist in seinem gesamten Umfang noch nicht in deutscher Sprache vorhanden. Hauptwerke sind im Inselverlag erschienen, den großen und markanten Roman „Glück und Glanz der Kurtskanten“ hat Borchardt herausgegeben, kleinere Romane und Novellen finden sich bei Reclam und anderen Sammlun-

gen. Kurt Wolff in Leipzig brachte nun in diesem Jahr die erste deutsche Ausgabe eines ganz vortrefflichen Romans, der schon wegen der mannigfachen Beziehungen zu Deutschland Aufmerksamkeit erheischt. Es ist der „Bettler von Paris“. Sein Erscheinen in diesen Tagen des lobenden Gases und der niederbrütenden Stimmungen, die igealliche Hoffnung auf eine einmalige geistige Gemeinschaft zwischen Deutschen und Franzosen zu ersticken droht, wirkt erst recht sozusagen aktuell. Der „Bettler von Paris“ bringt nämlich eine rührend tragikomische Freundschaftsgeschichte zwischen einem französischen und einem deutschen Musiker, die beide als Kapellmeister an einer kleinen Pariser Oper tätig sind. Die Geschehnisse spielen sich in den 40er Jahren des borigen Jahrhunderts ab, wo Jena und Belle Alliance verfallen und Sedan noch nicht erlebt ist. Demnach in einer Zeit zwischen den Kriegen, da das Wort vom Erbfeind dreimal verflucht dieser Begriff hülben und drüben, denn er hat uns erschmettert und — wird jene einigens erschmettern) Stamm war und ein gutes und freundliches Verhältnis besonders zu Süddeutschland bestand. Solcherart befindet der Roman beim Nehen jeder politischen, eiferächtlichen Betrachtung, Nebenachei und Dramatisierung den zum echten kulturellen Kunstwerk notwendigen absolut objektiven Untergrund. Einen solchen, wie wir ihn im Bündnis erhoffen möchten, in dem das Menschentum unbeschadet nationaler Besonderheit in reiner Gestalt gelebt und demgemäß erst recht ebenso in der Dichtung behandelt werden kann. Das Thema im „Bettler von Paris“ ist von klassischer Einfachheit und Allmendlichkeit. Es behandelt im Hauptteil das Drama oder wenn man will die Komödie von einem antiken Kunstaesellen, der durch Zufälle der Sabsucht geheimer Naturen ausgeliefert wird. Dieser arme Teufel von Musiker, ein reiner Tor, der lose übrig geliebene Bettler einer hochadelkommenen, ungebildeten und deshalb hochmütigen Familie, ist ein liebevoll verständlicher und fanatischer Sammler alter Bilder und Kunstgegenstände und besitzt damit trotz seines kläglichen und erbärmlichen Lebens für seine Erben einen Millionenschatz. Er hat ihn aus Dankbarkeit und Freundesliebe für seine zweite Seele, dem deutschen Kollegen Schmuhe, bestimmt. Der acht aber in seiner Einfachheit eines Kindes, in seiner Weltfremdheit, ein Protothyp seines Heimatcharakters, als ein Held der Freundschaft unter. Er hält die Treue bis zum Tod, und das Erbe der Sonderlinge wird von den durch ein Strafgeset nicht fahbaren Schiebern von der Concierge an bis zum Gerichtspräsidenten eineliefert. Dieses nackte Tatsachengerüst liehe auf eine Dubendgeschichte niederer Gattung schließen. Wer aber je einmal ein Kapitel von Balzac gelesen hat, dem ist darum nicht banal. Es finden sich in der Romandichtung die alten, großen Balzacischen Vorzüge: die unbegreifliche Einfingertkraft, die unfehlliche Lebensfülle und -Erfahrung, Tiefarundigkeit auf allen Gebieten der Seele und Außenwelt, die umfassendsten Kenntnisse aller Kulturerscheinungen, eine unerhörte Ausdrucksfähigkeit, eine Bild- und Gleichnißkraft sondergleichen, verbunden mit der Wesenheit des „allmobischen“ Romans, die in der Spannung und dann wiederum in dem liebevollen Ausladen und Ausmalen bei einer neuen Handlungsschleife oder schon beim Eintreten neuer Motive und Personen besteht. Was uns Deutsche besonders interessieren muß, besonders wenn man an den allerdings grundverschiedenen deutschen Musikhelden Christoph des Romain Hollandschen Romans von außen her wenigstens sich erinnert, ist die Balzacische Auffassung deutscher Charaktere und Eigentümlichkeiten. Er bezeichnet die Deutschen als ein alischer Zeit crokes und kindisches Volk: sie besitzen kindliche Sentimentalitäten, Neigung zu Forschungen, die einen deutschen Gelehrten hundert Meilen in seinen Gamaiden laufen läßt, damit er eine Wahrheit findet, die ihn anlacht, auf dem Grunde eines Brunnens unter dem Kosmin des Hofes sitzend, das Bedürfnis, den unwesentlichen Dingen der Schöpfung eine tiefliche Bedeutung zu geben, welche die unerklärlichen (!) Werke eines Jean Paul hervorbringen, die abgedruckten Verkaufsheiten G. F. A. Hoffmanns und die Verac von Balzac, die der Deutsche um die einfachsten Dinge herum auftrichter, die er ausköhlt wie Abgründe und auf deren Boden sich nur ein Deutscher befindet! In vielen Nebenbemerkungen blieben Spötereien und — Wahrheiten auf. So sagt Balzac: „Diese Deutsche liehbe die verchiedenen Esstorten, welche die Deutschen mit dem gemeinsten Namen Rheinwein bezeichnen.“ Ein andermal bricht er von „einem jener entzückenden Kriebhöfe, wo sich die Deutschen, unter dem Vorwand, ihre Toten zu ehren, dem Sport der Blumenächt hinneben.“ „Die Deutschen können ungläubliche Mengen Wein vertrauen, indem sie dabei ruhig und ungestört trinken. Man muß sehen, wie bei einem deutschen Esen die Nakschen einander saluen, wie die Wellen des Mittelmeers verchwinden, als ob die Deutschen die auffaugenden Eigenschaften des Schwammes und des Sandes hätten; aber all das ohne Lärm. Die Unterhaltung bleibt ruhig wie die Rede eines Bucherers, die Gesichter röten sich wie die von Verlobten, wie sie in den Kresken von Cornelius oder Sanoer erscheinen, das heißt, kaum bemerkbar, und die Grimassen fliegen langsam auf wie der Rauch der Tabakspfeifen.“ In der Zeit, da unser Roman spielt, war das Estak französisch. Was sagt da der Dichter: „Die Heberleichenheit des Estak trat zu Tage, wo so viele mittelidiae Herzen schlugen, um die Schönheit der Verschmelzung des französischen Geistes und der deutschen Gründlichkeit zu zeigen!“

Das Buch besitzt neben dem Erfordernis des guten spannenden Romans eine Fülle wertvoller und erstaunlich „moderner“ kulturgeschichtlicher und sozialogischer Auseinandersetzungen, angepaart mit der einiaartigen Balzacischen Lebensweisheit. Nur deutschen Heberleichen wäre etwa zu bemerken, daß der Heberleiche „morale“ auch dann mit „Moral“ wiederholt, wenn es Gemütsstimmmine, Geistesausland oder so ähnlich heißen mußte.)

Auch unser zweites hier anzuzeigendes Buch stammt aus dem Ausland. Es ist ein Roman aus dem heutigen Norwegen von dem Dänen Otto Nuna und heißt „Die große Karawane.“ (Bei Georg Müller, München, 1918.) Es ist ein Unterhaltungssroman, dem aber um seiner tiefgehenden Kenntnisse, feiner ethnologischer und futurgeschichtlichen Schilderungen und Betrachtungen, besonders aber um seiner kultur- und gesellschaftskritischen Weitbannuna willen ein hoher Wert zukommt. Wir lernen in der „Karawane“ sämtliche Schichten der europäischen und eingeborenen Gesellschaft vom Wald bis zum Eisland, jenen in Kairo und Oberägypten bei allen Gelegenheiten: in Saub und Hotel, Wüste und Wäher, Arbeit und Rest, beim Arat, im Daren, bei Ausarabungen usw., kritisch echt und erlebt, kennen. Das seltsame Glücksländ „das Land des flammenden Augenblicks und der uralten Gräber“ wird uns in einer beklemmenden und trostlich heißen Liebesgeschichte nahe gebracht. Sie erhebt sich zum Symbol und zeigt die

Inmöglicheit einer Verschmelzung europäischer und afrikanischer Lebensformen. Ein dänischer Gelehrter nimmt die halbweiße Tochter eines osmanischen Paschas und einer Amerikanerin zur Frau. Am Rand der Wüste, bei Afsuan, wird Bahida, die „Ginaia“, auf der Höhe eines felsigen, eurobarbarischen Liebeslebens von einem Kafir ermordet, weil sie die Rasse verleugnet hat.

Der Uhrker Labund (rechte Denkmale) ist bestritten, seine Novellen nicht unbetritten, sein „Moreau“ ein stilistisch altnägendes, aber innerlich nicht wärmendes Buch, sein Gulensbieneroman Brade aber ist ein wundervolles Werk. Schlicht und kühn, hoch und tief, wörtlich und erhaben, volksthümlich und künstlerisch bewußt.

In einem Garten sah Brade, wie ein Gärtner beim Umarbeiten eine Maulwurfsgrille aus Versehen mit einem Spaten spaltete. Und wie nunmehr die vordere Hälfte in unermindeter Krebshier ihre eigene Hinterhälfte auffraß.

„So ist es, wenn zwei Völker Kria führen.“ sprach Brade zu dem Gärtner. „Sie sind im wesentlichen und eigentlichen ein Volk — welches der Kria spaltet. Und welches von den beiden Völkern auch hienaa — es wird ihm arabe aelinaen, das andere aufzufressen, ehe es selbst kriert. Da eins ohne das andere nicht leben kann.“

Brade sah im Winter Sonnenschein vor seiner Stube; da kam Grieta des Tages, ihre schwarzen, wendischen Augen auf ihn werfend. Die dunklen Röbfe schlug sie über die Schulter zurück und trat heran:

„Guten Tag, Brade.“
„Guten Tag, Jungfrau.“
„Ach liebe die schönen Männer nicht, Brade, sie sind voll böser Absicht und lauern dem Vetter auf.“
Brade lächelte:
„Ach bin kein schöner Mann —“
„Ach liebe die alatten Gesichter nicht und die alatten Lebensarten.“ Sie lügte.
Brade lächelte:
„Mein Gesicht ist rauh. Und Stoppein sieren mein Sinn.“
Grieta sah ihm ins Anasicht:
„Nur seit ein auter Mensch, Brade. Der beste Mensch, den ich kenne. Ach veraesse alles, meine Scham, so sehr liebe ich Euch und traue Euch meine Hand an. Wollt Ihr mich heiraten?“
Brade legte den Ubrmacherhammer aus der Hand.
Er ergriff ihre heißen Hände und sagte:
„Ach bin ein Narr. Wollt Ihr denn meine Narrin werden?“
„Na.“ rief Grieta glücklich. „Ja, Eure Narrin, Euer Weib, Eure Mutter, Euer Kind — alles, was Ihr wollt.“

Sanct Peter aina mit seiner Geiaie über Land und spielte auf den Dörfern und Städten in den Schenken Sonntags, am Tag des Herrn, am Tanz auf.
So kam er auch einmal nach Trebbin in das Gasthaus zum Stern.
Dort feierte Brade eben seine Hochzeit mit Grieta, der Tochter des Kleinwägners Budenau, welcher aus dem Weichseln ins Märkische ausgewandert war.
Es trat sich nun, daß der Stadtmusikant unwäglich war, weil er den Abend vorher zu viel aeloffen, und daß also das Fest ohne Musik und Tanz vor sich aine, zum araken Kummer Brades, seines Weibes und seiner Gäite, darunter des Conte Gasbuzai.
Brade dachte hin und her, wie er Musik herbeischaffe, er dachte an die heilige Cecilia, wie sie so trefflich Saxe spielte, und an den heiligen Johannes, der mit der Orael wie ein Küster vertraut — da trat verlaunt und beschmutzt Sanct Peter durch die Thür und bot freundlich sein Glück Gott.

Voller Freude sprang alles ihm entgegen, die Knaben hängten sich an seinen Mantel und die locken Mädchen zwiften ihn an dem hübsch vom himmlischen Barbier gestrichenem Bart.

Und Grieta, im Wirtentranke, sprach:
„Lieber Mann! Bitte, hiel uns zum Tana! Denn was ist eine Hochzeit ohne Tanz? Spielt nicht auch im Himmel Sanct Peter mit seiner Geiaie den Enaeln auf?“

Das aefiel nun Sanct Peter, daß sein Name so freundlich aenannt wurde, und er hob die Geiaie und spielte nie aehörte himmlische Weisen, daß den Leuten die Augen überaainen vor Freudentränen.

Der Conte Gasbuzai aber schluchzte aus tiefstem Herzen und es drohte ihm die Brust zu zerfrennen.

Als einziges Paar tanzte Brade mit seiner jungen Frau. Sie schwebten unhörbar über den mit Sand bestreuten Kuckboden, daß jeder, der sie ansah, meinte, sie tanzten auf Wolken.

Als Sanct Peter zu Ende aespilte und den Bogen abgies, rief alles: „Verzelt's Gott!“ Und man lud ihn zu Schmaus und Trant.

Da hochte nun Sanct Peter zwischen Brade und seiner jungen Frau und hatte seine Lust am menschlichen Treiben. Und als er Frau Grieta, welche schwarzhaarig neben ihm sah (denn ihre Mutter war eine Wendin aus dem Spreewald), so recht betrachtete, da seufzte er und sprach:

Warum bin ich kein Mensch mehr? Um einer solchen Frau willen wollte ich alle Enael sein lassen.“

Tröstete sich aber mit dem auten Trebbiner Bier, davon er manchen Gumpen an die Lippen setzte und wacker Bescheid tat — nach links und nach rechts.

Spät nachts aine er über die Milchstraße heim und kam erst um fünf Uhr früh an den Himmel, als Gabriel schon die Türschwelle feate, Rafael die letzten Sterne hereinholte, und Maadana eben die Morgenröthe lockte.

Da nedte er die heilige Maadana und sprach:
„Maadana, ich weiß einen Enael, der aber kein Enael ist, der ist schöner als du.“

Dies wollte nun die eitle Maadana nicht wahr haben und frante, wo es denn diesen schönen Enael, der kein Enael und also doch auch nicht schön sei, abbe.

Da aiente Sanct Peter hinab auf die Erde in die Hochzeitkammer Brades, wo das junge Ehepaar Arm in Arm schlief, und die ersten Strahlen der Morgenröthe liefen wie kleine, weiße Käfer über ihre Gesichter.

Die Jungfer Binsefuß.

Eine Pfingstgeschichte von C. Bely.

„Der Morgenhahn im Dorje schreit.“ Annemarie, die der pfingstgrünen Wald durchschreitet, am Uferand hin, an den gluckend kleine windbewegte Wellen schlagen, hat jahrelang nicht das Lied von „der Rixe Binsefuß“ gesungen. Märkes Verse, Hugo Wolfs Weise, Sonnenschein legt auf ihren goldenen Haaren, und in den blauen Augen ist ein seuchter, wehmützvoller Schimmer. Ist's der Hahnenschrei vom Gutshof hinter den Bäumen, der es ihr auf die Lippen legt, daß sie es leise summen muß? Nein! Vollbewußte, schmerzlich süße Erinnerung.

Sie hat sich aus dem Familienrat geflüchtet, der drüben auf der Terrasse beim Frühstück zwischen leise klrrenden Köffeln, Seufzern ihrer Mutter, stumpfen Blicken vom Vetter Heim und scharfschneidenden Worten der Tante gehalten wurde. Solch ein Gegenatz zu der herrlichen Pfingstfrüh und der klaröstlichen Lust und hellen Himmelsbläue wars gewesen. Sie hörte die schüchternen Worte der Mutter:

„Tilde, diese freundliche Einladung! Wir sind beide sehr abgepannt nach den schweren Jahren und der anstrengenden Arbeit im roten Kreuz' und den Sorgen!“

„Eben darum!“ Die schlanke, feste Hand hatte sich auf die der Schwester gelegt. „Sorgen! Wer hat sie jetzt nicht! Wir haben schwerdrückende! Das Gut! Die Verpflichtungen! — Dem Heim bleibt nichts anderes, als eine sehr reiche Heirat. Bis dahin — sie hatte gehüffelt, und die weißlichen Wimpern des jungen Gutsherrn hatten sich gesenkt. „Ja, Hedwig, so wirst du kaum auf die Unterstützung unsererseits weiter rechnen können. Mein verstorbener Mann, der sie großherzig aussetzte, war immer ein schlechter Rechner.“

Die Mutter war sehr bleich geworden. „Wir schränkten uns immer ein. Nun hat mein kleines Vermögen aber nur noch den halben Wert — und wo in jetziger Zeit Heiratsausichten für eine arme Baronesse herkommen sollten — das sehe ich nicht.“

Da war sie aufgesprungen: „Aber Arbeitserträge, Mütterle, die werden kommen! Ich habe soviel Praktisches zum früheren Wissen hinzugelert in diesen letzten Jahren. Eine Stenotypistin ist auch gut bezahlt. Und wenn du früher nicht erlaubtest, daß ich für Geld arbeite, wirst du's nun zugeben müssen.“

„Bemüht Euch nicht!“ hatte sie gesagt, und sie wußte, daß ihre Lippen dabei zuckten, „Ach nehme mein Schicksal ganz allein in die Hand — und das meinet Mutter dazu.“

Frau Elbe sah sie kalt an. „Große Worte, liebe Annemarie, hast du immer gehabt. Auch als du den charmanten Grafen abwiesest mit seinem vielen Gelde.“

„Und seinen siebenzig Jahren, seinem Zynismus und schlechten Mufe.“

„Iba von Tappen hat praktischer gedacht und ist jetzt auf der Müdenburg als reiche Witwe.“

„Dankel Hermann gab mir recht!“ beharrte sie.

„Er war ja leider der stets Widersprechende. Es war etwas Demagogisches in ihm, und wie das in eine so alte Familie kommen kann, habe ich nie begriffen. Er verkehrte ja auch mit seinen Gutsleuten in einer völlig familiären Weise. Saß mit Fischerschleuten auf den Bänken am See und behauptete, der eine von ihnen, der Christian Maaten, sei der größte Philosoph.“

Saß der Baron mit dem Fischersmann auf der Bank vor der Hütte, war sie mit Fritz, seinem Patenkinde, am Ufer hingelaufen. Am liebsten mit bloßen Füßen auf dem weichen Sande. Er trug dann ihre Schuhe. Und einmal hatten sie sie beide über dem Spielen vergessen, über Blumenpflücken und Kuckuckrufen, und sie war als Barfüßlein ins Schloß gekommen zum Vergnügen des Onkels, zum Entsetzen der Tante.

„Sie singt und lachet sonder Scheu
Wohl an des Fischers Haus vorbei.
Ich bin die Jungfer Winsefuß.“

Hier wars, wo er am Baumstamm ihr eine Bank gebaut aus Steinen, die grünes Moos überdeckte. Sie steht noch da. Sie steht darauf, und vor ihren Blicken schwimmt. Und zwischen den Bäumen drüben lugt das kleine schräge Dach. Sie wandert langsamer, atmet beklommener. Nun die vielen, vielen Binsen und daneben der Pfahl, an dem man die Boote verankerte. Eins liegt noch dort. Sie rasst ihr weißes Kleid zusammen und bahnt sich einen Weg. Ein leises Schankeln, sie zieht mit aller Kraft und hält fest und sitzt auf der Bank.

Wie ist's so traumhaft. Alles aber wird lebendig und spricht zu ihr. Wie sie Ringeltreihen tanzten, sieht sie, und sie unter die Nebe froh, die zum Trocknen in der Sonne hingen, und wie gut der Fritz erzählen konnte! Damals, als er schon ein Student war, flott und kräftig und lustig, mit Blicken, aus denen es leuchtete, als wollte er damit die ganze Welt umspannen. Wie habe ich dich so viel lieber, als den dummen, feigen Heini, hatte sie gerufen, als er sie über den windgepeitschten See fuhr. O, und die Pläne, die er hatte! Er wollte ein großer gelehrter Mann werden und dann das Volk beglücken. „Wilst du ganz allein in die Welt gehen und auf den Tribünen stehen und reden?“ hatte sie gefragt. „Dann — was dann kommt, weiß ich noch nicht. Volksmänner finden oft ein schnelles Ende.“ Sie hätte lieber gehört, er wolle sich eine kleine hübsche Prinzessin holen und ihr am verwünschten See einen gläsernen Palast bauen. Da sollte sie warten, bis er heimkam von seinen Fahrten und sich zu ihren Füßen setzte und erzählte, erzählte — Und oft sagte er: „Sing!“, ganz befehlend, und sie warf den Kopf mit den schweren Böpfen zurück und tat, als wäre sie selber die Jungfer Winsefuß.

„Meine Fisch, die sind im Kasten,
Sie haben kalte Fasten;
Von Böhmerglas mein Kasten ist,
Da zählt ich sie zu jeder Frist.“

Das gefiel ihm, kam sie dann aber an den trohigen Jubel:

„Gelt Fischermann? gelt alter Tropf,
Dir will der Winter nicht in Kopf —“

drohte er mit dem Finger: „Bachschlein du, Bachschlein, gleich kommst in die Pfann' hinein!“

Und bei jedem Besuch wars, daß sie sich gleich am ersten Tag fanden, als wären sie nur füreinander in die Ferien gereist. Bis dann der purpurgoldige Pfingstabend kam, an dem ein so ungewohntes, seltsames Schweigen zwischen ihnen gewesen und sie sich lange in die Augen geschaut. Und wie sie ihre Hände senken mußten und vor Verlegenheit stammelten: „Sagen wir doch etwas!“ Und er tat's: „Ich hab dich lieb, Annemarie,“ und sie legte den Kopf an seine Schulter. „Du o du!“ und dann küßten sie einander. Und das Himmelsrot lief über das Wasser und die Binsen, in denen der Kahn lag, wie hinter einem grünen Vorhang.

Zum ersten- und zum letztenmal war es. Denn andern Tags mußte sie mit der Mutter abreisen, tief gedemütigt. Heini hatte hinter den Binsen gelauscht. „Du wirst vergessen, was du Unpassendes getan!“ sagte die Mutter. Sie aber brückte oft einen kleinen Silberfisch, ein winzig Ding, das sie einmal auf ganz unerklärliche Weise in einem Schächtelchen mit Binsen ins Zimmer gestellt bekommen, an die Lippen. Sie wußte, was es ihr sagen sollte:

„Ein Zwerger-Goldschmieds-Meisterstück, werts hat, dem bringt es eitel Glück.“

Und auf ein kommendes Glück, meinte sie, müsse sie warten. Es würde sie zu einer Stunde überfallen, die sich nicht voraus-sagen ließ, und wie es ausfiel, darüber wollte sie nicht nachdenken. Man nannte sie die sonnige Annemarie. Dann war der Krieg da, und es verjank alles Traumvolle. Und den grünen

See sah sie nicht wieder. Es kam keine Einladung und nur das winzige Silberfischchen, das sie an ihrer Uhrkette trug, erinnerte sie noch zuweilen an das Rauschen, das Flüßern in den Binsen, an —

Beide Hände streckte sie aus. Da steht Fritz Maaten und schaut herüber, Ernst in den Zügen, noch höher gewachsen, aber das alte Leuchten in den Augen.

„Du, o du!“ wie sie es damals gesagt, bebend, leise kommt es über ihre Lippen. „Du, o du!“ und wenn es nun kein Spat ist, muß er antworten.

„Jungfer Winsefuß!“ Dann sitzt er im Kahn; aber ihre Hände scheint er nicht zu sehen. Er macht eine Verbeugung und sagt weltmännisch gewandt: „Baronesse Annemarie! Das ist ja eine Ueberraschung nach so vielen Jahren. Denn Kriegsjahre zählen doppelt.“ Und wie sie ihn erschreckt und ganz kalt über den Körper werdend ansieht: „Vorausgesetzt, daß diese Anrede noch paßt. Denn wir hörten ja nichts mehr voneinander.“

„Nein!“ Aber sie fast mit der Linken nach dem leise schankelnden Silberfischchen und deckt es vor seinen Blicken.

„Mein Vater starb. Ich kam nicht wieder in die Heimat zurück. Das Studium, der Krieg —“ Er steht nach stehenden Wolken, die sich im See spiegeln.

„Onkel Hermann starb auch, und heute bin ich zum erstenmale wieder hier.“ Ihr Herz setzt hinzu: Und es ist noch wie damals, wir streben auf dem ersten Gange zueinander. „Wir wurden nicht mehr eingeladen. Die Annemarie von damals, die heute noch ebenso heißt, hatte zweierlei verbürgerliche Dinge begangen, den Jugendgepielen geküßt und die Aussicht auf eine sehr reiche Erbschaft verloren. Heini und seine Mutter konnten das nicht verzeihen.“

„Und heute?“ fragt seine tiefe Stimme.

„Habe ich frohen Mut geschöpft aus der klaren, sonnigen Pfingstluft und nehme mein Leben in beide Hände. Sie sind fest, und mein Wille ist stark.“

„Ja!“ meint er, in die Binsen lassend. „Es ist hübsch, daß ich in der altvertraulichen Weise begrüßt bin. Aber warum kam nie ein armseliges Blättchen auf die Briefe, die ich in der ersten Zeit schrieb?“

„Ich erhielt keine!“ Dann ganz blaß: „... daß mir meine Mutter das antat!“ Beide Hände schlägt sie vor die Augen, und ihre Brust hebt sich. Aber schnell ist sie gefast. „Erzähl von dir, Fritz!“

„Hat das noch Interesse für —“ und als fürchte sie, er könne wieder in die ironische Art verfallen, ruft sie rasch: „Und sag Annemarie, sag Jungfer Winsefuß, wie damals!“ Dann geht es heiß über ihr Gesicht: Wer mag ihn jetzt so traulich nennen dürfen? Und sie sitzt dann hoch aufgerichtet, eine tapfere junge Dame, die den Jugendfreund beichten läßt: „Bist du dein eigener Herr?“

„Ein treuer Diener der Jurisprudenz!“

„Bist du der Volksbeglückter, der du werden wolltest?“

„Erwählt zu einer hohen Stellung durch den Wandel, der eingetreten.“

„Und glücklich?“ Sie zittert dabei, sie stemmt den Fuß gegen das Brett.

„Zum vollen Glück fehlt ja noch immer etwas. Aber sieh, Annemarie, daß ich, für den mein Vater darbt und sparle, mit dem Gefühl hierher kommen konnte, daß ich erreicht, viel mehr erreicht, als er je gehofft, daß ich ein köstliches Gefühl.“ Sie schweigen beide. Dann herrscht sie fast: „Fahr uns über den See, wie früher!“

„Wenn du singst, wie damals!“ Er löst die Riemen und taucht sie ein, und hebt sie, und goldene Perlen rieseln daran nieder, und sie singt:

„Komm mir mit deinen Nezen!
Die will ich schön zersehen —“

und nach einer Weile, als sie bei den Worten ist: „Und einen Hecht von Silber schwer,“ läßt sie das Silberfischlein im Sonnenlicht glänzen.

„Du, Fritz, ich hab' gewußt, was das bedeuten sollte.“

„Bachschlein! Jungfer Winsefuß!“ jauchzt er und treibt den Kahn nun in die Binsen ans jenseitige Ufer.

„Ich hab' dich immer lieber gehabt, als den Vetter Heini,“ sagt sie voll Uebermut.

„Annemarie, willst du gerne Frau Maaten heißen — nicht mal das „Frau Doktor“ bewilligt die neue Zeit mehr, wenn man sich das Recht darauf nicht selber erworben hat.“

Da liegt sie an seiner Brust und ruft: „Es war ein purpurroter Abend damals, heute ist heller Pfingstmorgenglanz. Das soll unser Leben sein — hell, glückselig.“

Sie küssen sich. Der Vetter Heini sieht es und schlendert heimwärts, es zu erzählen, wie damals.